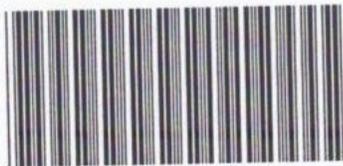


Roland Kaehlbrandt

Logbuch Deutsch

Wie wir sprechen,
wie wir schreiben

Akademická knihovna JU - DAAD



1000002631

Klostermann **Rote Reihe**

JV

Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Originalausgabe

© Vittorio Klostermann GmbH · Frankfurt am Main · 2016
Gedruckt auf Alster Werkdruck der Firma Geese, Hamburg.
Alterungsbeständig  ISO 9706 und PEFC-zertifiziert.



Druck und Bindung: betz-Druck GmbH, Litges & Dopf GmbH

Printed in Germany

ISSN 1865-7095

ISBN 978-3-465-04255-6

Kapitel 6

Zwanghafte Zwanglosigkeit – Lockerdeutsch

Abstreifen der Konventionen – Im Per-Du-Center –
Sprachliche Umgangsformen in der Defensive –
Hallo! Haalo! Aber hallo! – Norm unter Verdacht –
Ich sag mal: „Kein Thema!“ – Zurück zu Sonja
ins Hauptstadtstudio – Neue Mündlichkeit im
Schriftlichen – Kiezdeutsch gerne, aber für alle?

In ihrer Künstlichkeit sind Imponierdeutsch, Wissenschaftsdeutsch bzw. -englisch und Moraldeutsch für den Sprecher durchaus anstrengend. Ihre leere Abstraktion und ihre spürbare Sprachzurichtung üben eine soziale Kontrolle aus, die der Spontaneität des natürlichen Sprechens entgegensteht. Diesen öden Diskurswelten tritt nun wie eine Art Ventil eine Welt der scheinbaren sprachlichen Lockerheit zur Seite. Als müsste der Energiehaushalt der Sprachgemeinschaft durch Unterforderung auf ein ausgeglichenes Maß gebracht werden, verbreitet sich die Lockerheit in unserer Mitte, eine demonstrative Entspannungtheit. Mit allerlei sprachlichen Mitteln wird der disziplinierten, leistungsorientierten Nation zuleibe gerückt und dem Verdacht entgegengewirkt, man könne auch nur in irgendeiner Art elitär sein. Im „Lockerdeutsch“ legt der Sprecher alles, was nach Verbindlichkeit und Anstrengung klingt, souverän ab. Die Gleichheit, die er

sucht, ist Gleichheit auf niedrigem Niveau: Die gehobene Sprache muss abgestreift werden, damit alle unterschiedslos zueinander kommen können. Die dafür passende Umgebung bietet die Hallogesellschaft. Sie ist als Sammelbegriff für all jene Gelegenheiten zu verstehen, bei denen eine scheinbare Lockerheit mit dem Anstrich der Vertrautheit zelebriert wird.

Die Hallogesellschaft formiert sich vorzugsweise in der Tourismusbranche, im Fernsehen, jedoch zunehmend auch in der beruflichen Kommunikation. Dabei geht es nicht um den harmlosen Smalltalk in Nachbarschaft, Familie oder im privaten Kreis. Hallogesellschaft bedeutet die Übertragung des privaten und persönlichen Registers in *öffentliche Zusammenhänge*, beispielsweise in das Berufsleben und in Fernsehsendungen. Sie bedeutet eine öffentlich zelebrierte Vertraulichkeit, eine zur Schau gestellte Scheinprivatheit. Der Wechsel der Umgebung vom Privaten ins Öffentliche ist für die Hallogesellschaft grundlegend. Denn das leichte, freie Wort verliert auf dem Weg in die Institutionen und in die Öffentlichkeit seine Unschuld: es wird funktionalisiert. Andererseits wird der offizielle, öffentliche Rahmen der neuen Gesprächsumgebung entstellt. In ihm verbreitet sich die Illusion der Direktheit, der Vertrautheit und der Gleichheit: Mit jedem können wir über alles sprechen, jetzt und ohne Umschweife; mit jedem kommen wir in ein vertrauliches Gespräch, sogar in der Öffentlichkeit, wenn wir nur bereit sind, die Dinge nicht zu ernst zu nehmen; mit jedem können wir in lockerer Art reden, denn wir sind ohnehin alle gleich. Aber die Gleichheit hat einen Preis: Die Ausbreitung des Smalltalks in institutionellen und öffentlichen Bereichen ist eine Banalisierung. Denn nur, *wenn letztlich alles gleich ist* und deshalb auch *gleichgültig*, ist die Allgegenwart des Smalltalks überhaupt zu ertragen. Insofern trägt die Hallogesellschaft auf ihre Weise zu jener

Wirkung bei, die auch von den Diskursen der Effizienz und der Gerechtigkeit angestrebt werden: zur Einebnung der Unterschiede auf dem Weg zu einer individualisierten Massengesellschaft¹ mit Teilhabe am Konsum – ob nun aus Gründen der Marktgerechtigkeit (übrigens eine schöne Doppelbedeutung!), der moralischen Gerechtigkeit oder der sprachlichen Zugänglichkeit.

Abstreifen der Konventionen

Das Gespräch als sprachliche Form der Geselligkeit ist seit der Antike immer wieder Gegenstand der Betrachtung gewesen. Man denke an den sokratischen Dialog mit seiner Geburtshelferfunktion für die Erkenntnis oder an die griechischen Symposien. Man denke an die höfische Konversation mit ihren strengen Regeln, deren Ideal Raffinesse und Eleganz waren, nicht aber offene Meinungskundgabe oder der Austausch von Vertraulichkeiten; oder an die Salonkultur, die dem Scharfsinn und der Pointe huldigte. In der Tradition des bürgerlichen 19. Jahrhunderts betont der Philosoph Ludwig Feuerbach die vernunftstiftende Rolle des Gesprächs: „Nur durch Mitteilung, nur aus der Konversation des Menschen mit dem Menschen entspringen die Ideen. Nicht allein, nur selbender kommt man zu den Begriffen, zur Vernunft überhaupt.“² Immer geht es beim Gespräch um das Heraustreten des Einzelnen aus seiner Individualität und um das Stiften von Geselligkeit, gleichwohl in einem halbwegs geschützten Raum, abseits der Öffentlichkeit. Die Hallogesellschaft aber durchbricht diesen Raum. Was private Gastfreundschaft war, findet nun in nachgestellten Wohnungen oder Wohngemeinschaften im Fernsehen statt. Was familiäres

¹ Siehe dazu Wirsching (2012), S. 404 ff.

² Zitiert nach Schmölders (1986), S. 9.

Gespräch war, wird in der scheinbaren Vertraulichkeit des *Talks* in die Wohnzimmer der Republik gespült. Die Loslösung der Hallogesellschaft von höfischer und bürgerlicher Form folgt allerdings selbst wieder einem Zwang: dem Zwang zur Zwanglosigkeit.

Im Per-Du-Center

Wie wirkt sich die Hallogesellschaft auf die Haltung zur Sprache aus? Im großen Palaver kann der Mitmensch endlich einmal überflüssige Formen ablegen; so als zeige sich unsere gesellige Natur erst jenseits der lästigen Umgangsformen und Sprachnormen in ihrer wahren Menschenfreundlichkeit und als seien Umgangsformen und Sprachnormen Hindernisse, die das menschliche Zusammenleben und die Verständigung untereinander erschweren. Nicht die Beherrschung der Form führt in dieser Sicht zu Freiheit und Geselligkeit, sondern der Abbau, die Umgehung, die Relativierung der Form. Und so dringt die bemühte Lässigkeit in unserer Gesellschaft vor, die Grundprinzipien der Höflichkeit wie rücksichtsvolle Distanz ablehnend und herablassend gegenübersteht, wenn sie denn überhaupt noch davon weiß.

Grundform der Anrede ist das *Du*. Es ersetzt zum einen das *Man* und ist insoweit übrigens eine durchaus *transgenderfähige* Sprachform. „Wenn de nich weißt, wie de den Turnaround schaffen sollst, kannstes gleich vergessen“, meint vertraulich ein mir nicht näher bekannter Herr an einem Messestand. Nicht dass wir uns schon einmal gesehen hätten. Wie soll ich sein *Du* nun deuten? So, dass er mich für besonders vertrauenswürdig hält, also gewissermaßen als indirektes Kompliment? Oder so, dass er mich nicht als Erwachsenen betrachtet, also als Ausdruck von Respektlosigkeit? Oder vielmehr so, wie es

wahrscheinlich ist: Der Duzer hat das Gefühl dafür verloren, dass gegenüber Fremden im Deutschen erst einmal das Pronomen *Sie* gilt, im Zweifel *man*.

Daran, dass das Gefühl für die angemessenen sprachlichen Formen für Nähe und Distanz verloren geht, werkelt eine bunte Schar. Die Grünen haben in ihrer Wahlkampagne 2013 gleich die ganze Nation in der zweiten Person Singular angesprochen: „Und du?“, lautete die plakative Frage. Ebenso vergeblich versuchte es der sozialdemokratische Kanzlerkandidat mit der inklusiven ersten Person Plural: „Das Wir entscheidet“, oder auch die Deutsche Postbank mit der empathiebewegten Formel „Unterm Strich zähl ich“. In großen Ferienclubs werden alle, ob Oma, Opa, Eltern oder Kind per *Du* angedredet, es sind „Per-Du-Center“. „Du kriegst en grünes Bändchen“, eröffnet mir die junge Mitarbeiterin in einer deutschsprachigen Ferienanlage bei der Zuweisung der mir zustehenden Freizeitangebote, während sie nebenbei gelangweilt ihre neusten Mails checkt. „Willste walken, joggen, skaten oder bladen?“, fragt mich ein tief gebräunter Muskelprotz, während er mich immerhin eines mitleidigen Blickes würdigt.

Sprachliche Umgangsformen in der Defensive

Wer mag da schon auf dem *Sie* bestehen? Und so breitet sich die pronomiale Distanzlosigkeit aus. Ein echter Verlust an Differenzierung, denn die Freiheit besteht ja darin, dass man wählen kann, wen man duzt und wen man siezt. Durch diese Wahl schaffen wir Nähe oder Distanz. Dabei muss auch ein über Jahre beibehaltenes *Sie* eine Nähe durchaus nicht behindern; aber man behält einen Rest an Förmlichkeit bei, vielleicht weil man sich darin sicher und aufgehoben fühlt oder weil man den

anderen als interessanten Gesprächspartner schätzt, als Bekannten, womöglich auch als freundschaftlich Bekannten, aber eben nicht als Kumpel. Wir können solche Überlegungen und Strategien des Umgangs sprachlich steuern – aber nur, solange das auch allgemein gilt. Sollte sich das gleichmacherische *Du* durchsetzen, rückt das *Sie* in eine fast schon brüske Distanz: Es würde dann unhöflich wirken, weil es im Kontrast zu einem sich verbreitenden *Du* übertrieben distanziert klingt. Und so steht derjenige, der Unbekannten gegenüber auf dem *Sie* besteht, nun selbst unter Rechtfertigungszwang, denn er wirkt steif, wenn nicht gerade reaktionär. Denn hier besteht jemand auf dem Unterschied: Hier lässt sich jemand nicht auf das Gesetz der Gleichheit ein, und so erhöht sich der Druck, die alte Form fallenzulassen. Dieser Druck gehorcht einem Mechanismus, der sich gegen sprachliche Differenzierungen überhaupt richtet. Er drängt überlieferte Formen in die Defensive. „Das braucht doch heute kein Mensch mehr“, sagt mir ein 18-Jähriger zum Unterschied von *anscheinend* und *scheinbar*. „Das hat man vielleicht früher mal so gesagt“, fügt er fast schon gnädig hinzu.

Das Ziel dieses Mechanismus ist die Niedrigschwelligkeit. Alles soll allen sogleich zugänglich sein. Sprachliche Hürden – in der 1968er-Zeit mit ihrer alles andere als volksnahen Sprache auch als „elaborierter Sprachcode“ verspottet – müssen abgebaut werden. Wie überhaupt Hürden oder auch Barrieren generell von Übel sind. Ein Allgemeinplatz, dem nichts widersteht, denn wer will schon gern Barrieren aufstellen?

Hallo! Haalo! Aber hallo!

So ähnlich wie mit dem *Du* ist es mit dem *Hallo*. Das *Hallo* löst den *Guten Tag* ab, auch den *Guten Morgen* und den *Guten Abend*. Es ist die verallgemeinerte Grußform für alle Tages- und Nachtzeiten – wobei man das *Hallo* übrigens auch anders aussprechen kann, nämlich so, wie man es zum Beispiel im Supermarkt an der Kasse hört: „Haalo.“ Der Leser erinnert sich bestimmt, dass man vor einigen Jahren nur am Telefon „Hallo“ sagte, und ich habe eine gewisse Zeit gebraucht, um den Transfer des Wortes zu einer Grußformel für alle Lebenslagen zu verinnerlichen. Inzwischen hat sich der Gebrauch des Wortes weiterentwickelt. Man kann es nämlich auch zum Ausdruck des Erstaunens, der Empörung und des Protestes verwenden, dann muss man seine Stirn in Falten legen und am Ende die Stimme heben, also: „Hallóo?“ Beliebt ist auch die Verwendung von *Hallo* zur Bezeichnung einer Herausforderung, dann allerdings ergänzt um ein steigendes *aber*: „Aber hallo!“ Und so kann man sich einen ganzen modernen Dialog mit *Hallo* vorstellen.

Man nennt das Sprachökonomie. Aber es bedeutet auch den Verlust der differenzierteren Grußformen, wie etwa *Guten Morgen*, *Guten Tag*, *Guten Abend* oder gar *Grüß Gott*.

Norm unter Verdacht

Das für unsere Sprache Problematische daran ist, dass die Hallogesellschaft mit ihrem Banalisierungs-Mechanismus die Sprache selbst angreift. Normen sind immer verdächtig. Was differenziert, will möglicherweise ausgrenzen. In einem großen unverbindlichen Geplapper soll hingegen jeder ohne sprachliche Umstände seinen Platz

finden. Was soll da eine kontrollierte Ansprache, eine sorgfältige Wortwahl? Im Mittelpunkt steht die Tatsache des Kommunizierens, nicht die Sprache mit ihrem reichen Formeninventar. Sprache ist hier Geräusch, phonische Versicherung des Kontakts (die sogenannte „konative Funktion“ der Sprache nach Roman Jakobson). Hier wird lediglich gefragt: „Bist du noch da? Ich bin auch noch da.“ Mit dieser Selbstvergewisserung einer physischen Präsenz ist es denn auch genug, mehr muss nicht sein. Die scheinbare Mühelosigkeit der Konversation in den Salons setzte einen hohen Bildungsgrad und zugleich die Fähigkeit zum äußerst kontrollierten angemessenen Einsatz der Sprache in Gesellschaft voraus. Die Lockerheit der Hallogesellschaft fußt dagegen auf der Distanz zu Bildungsinhalten und auf einer zur Schau getragenen spontanen Direktheit.

Ich sag mal: „Kein Thema!“

Ein moderner Klassiker sprachlicher Banalisierung im Dienste der Hallogesellschaft ist die Formel „Ich sag mal“. Dieser einführende Ausdruck macht gleich klar, was man nicht erwarten darf: Verbindlichkeit. Dass sich der Sprecher dadurch, dass er seine eigene Person als Indiz für Unverbindlichkeit nimmt, geradezu ein Armutszeugnis ausstellt, stört ihn nicht. Im Gegenteil. Denn in der Hallogesellschaft ist eines viel uncooler: der Anspruch auf Verbindlichkeit. Es gilt vielmehr der zurückgelehnte Talk, mit anderen Worten: die Abwesenheit von Inhalten. Entscheidend an der Formel *ich sag mal* ist das Dahinsagen. Man kann ja sowieso nicht wissen, was wahr und was falsch ist, warum also soll man umständliche Beweisführungen bemühen? Argumentieren passt nicht zur Hallogesellschaft mit ihren großen öffentlichen Kü-

chenpalavern beim TV-Kochkurs oder beim Promi-Shoppen. Man will auch nicht festgelegt werden auf das, was man gesagt hat, deshalb sagt man es mal, jetzt eben, womöglich „ganz ungeschützt“. Und was sagen wir, wenn wir mal etwas sagen? Zum Beispiel: *Kein Thema!* Der Ausruf hat eine zur Hallogesellschaft passende Doppelbedeutung. Denn ein Thema braucht sie ja gerade nicht. Ein echtes Thema wäre ein echtes Anliegen: Da ginge es um etwas, doch es geht ja gerade um nichts. Deshalb die Antwort: *Kein Thema!* Dass der Befragte das kann oder weiß, wonach man ihn fragt, ist ohnehin klar. Andere Fragen beantwortet er gar nicht erst. Wenn es aber nicht anders geht, hat er einen ähnlichen Ausdruck zur Hand: *Keine Ahnung!* Nicht etwa, dass Ahnungslosigkeit in diesem Fall mit Zurückhaltung oder gar Scham eingestanden würde. Im Gegenteil: *Keine Ahnung!* wird durchaus selbstbewusst, oft geradezu triumphierend vorgebracht. Es geht in der Hallogesellschaft darum, dem Bildungskanon selbstbewusst auszuweichen und ihn in der demonstrativen Ahnungslosigkeit des Sprechenden als antiquiert, unnützlich und eher peinlich darzustellen. Es ist denn auch der Fragende, nicht der Befragte, der sich durch eine Frage, die ein cooler Mensch heutzutage nicht beantworten können muss, unter Rechtfertigungsdruck setzt. Wer etwas fragt, was die Ebene der Banalität verlässt, begeht in der Hallogesellschaft einen Normverstoß. Er verlässt den Bereich der Lockerheit und Unverbindlichkeit und fordert höchst unpassend Voraussetzungen ein, die nicht jeder erfüllen kann.

Zurück zu Sonja ins Hauptstadtstudio

Im Nachrichtenjournalismus des öffentlich-rechtlichen Rundfunks besteht heftiger Drang nach sprachlicher Innovation im Dienste einer persönlich-kollegialen Lockerheit. Statt wie früher in namenloser Anonymität die Nachrichten zu verlesen, dürfen die Redakteure sich persönlich in Szene setzen. Der eine Fernsehsprecher kündigt den nächsten gleich auch mit Vornamen und Nachnamen an, gern auch nur mit Vornamen, aber mit *Sie*. Man dankt dem zugeschalteten Korrespondenten, indem man ihn beim Vornamen nennt („Danke, Heinz-Dieter, nach Beirut“), und Heinz-Dieter gibt nicht einfach nach Hamburg oder Mainz zurück, was im Übrigen gar nicht nötig wäre, denn was soll er denn sonst tun, sondern er gibt „zurück zu Sonja ins Hauptstadtstudio“, bevor es dann ganz nachbarschaftlich heißt: „Bis morgen, wenn Sie mögen.“³

Um den Inhalt der Nachrichtenmagazine dem Zuschauer nahezubringen, muss der Satzbau einfach sein. Um zu sagen, dass die Kanzlerin nicht amüsiert war, begnügt man sich nicht mit der linearen Wortstellung „Die Kanzlerin war nicht amüsiert“, sondern meint verdeutlichen zu müssen, wer nicht amüsiert war, und sagt: „Die Kanzlerin, sie war nicht amüsiert.“ Aha, jetzt haben wir verstanden, dass es um die Kanzlerin geht! Oder: „Die Konferenz, sie fand in angespannter Atmosphäre statt.“ „Der Gesetzesentwurf, er musste erneut verhandelt werden.“ „Der Schaden für die katholische Kirche, er ist jetzt schon groß.“

³ In einem Nachruf auf den verstorbenen früheren Chefredakteur der ARD, Martin Schulze, schreibt die *Frankfurter Allgemeine Zeitung*: „Martin Schulze folgte der Maxime, dass es beim Journalismus auch im Fernsehen zuvörderst um die Nachricht gehe und nicht um deren Überbringer.“ (25.3.2014).

Neue Mündlichkeit im Schriftlichen

Wir erleben derzeit einen massiven Vorstoß von mündlicher Sprache in die Schriftsprache; mündlicher und schriftlicher Sprachgebrauch ordnen sich neu in ihrem Verhältnis zueinander; Mündliches wird in einem nie gekannten Ausmaß verschriftlicht. Dabei ist noch nie so viel geschrieben worden wie in unserer Zeit. Facebook, Twitter, What's App sowie automatische Diktierprogramme sind technische Neuerungen, die die schriftliche Kommunikation begünstigen. Dieses Schreiben kennt keine verbindlichen Normen mehr. Es dient der Spontaneität, dem schnellstmöglichen Ausdruck eigentlich mündlicher Mitteilungen, ohne durch den Filter des Schriftlichen zu gehen. Am Augenfälligsten wird dies bei bestimmten Gruppensprachen. *Lolst du noch oder rolfst du schon?* ist der Titel eines Buches; daraus zwei Beispiele aus YouTube-Kommentaren⁴: „der typ hat ey alde gesagt. Und is klar das er von sonem schrank erstmal eine geklatscht bekommt oder? Ich mein der hat das auch net grundlos gemacht.“ „Boa hey! Ich habe fast geweind! Überall gesehaut!“ Nun leiten Gruppensprachen nicht gleich den Untergang des Abendlandes ein; Gruppensprachen hat es immer gegeben. Sie haben ihren Sinn in unmittelbarer Verständlichkeit in der eigenen Gruppe und entsprechend eingeschränkter Verständlichkeit nach außen. Aber normgerechter Sprachgebrauch gilt hier nicht.

Daniel Kehlmann hat in seinem Roman *Ruhm* eine weitere Variante der neuen Mündlichkeit im Schriftlichen ins Wort gesetzt. Der Roman enthält neun Geschichten, die über bestimmte Personen lose miteinander verbunden sind. Eine dieser Geschichten erzählt ein Mittdreißiger, der in der Zentrale einer Mobiltelefongesellschaft arbeitet:

⁴ Grebing/Scheler (2012), S. 149.